

# Die Flucht.

Roman von F. v. Schlegel.

19 Fortsetzung.

Ein Mannesleben für eine Frauen-  
eure — das war ein rechter Einsatz.  
Felix fühlte, daß er sein Leben wie in  
einen Kampf, stammend hingegen  
haben würde, um Phöbe zu retten.  
„Liebe Phöbe,“ sagte er leise und  
tröstend. Sie richtete sich ein wenig  
auf.  
„Wie danke ich Ihnen! Wie danke  
ich Ihnen,“ rief sie weinend. „Er wollte  
mich küssen, gegen meinen Willen!  
Wie kann ein Mann nur so frech sein!  
Und gerade hatte ich ihm gesagt, daß  
ich ihn nicht liebe und deshalb nicht  
betragen könne.“  
„O Phöbe,“ murmelte Felix.  
„Ich will es Ihnen nur sagen, da  
es nun so gekommen ist — er hatte  
mir gesagt, daß er mich liebe. Und wie  
ich mich gequält hab! Was Gott, Sie  
können es sich nicht denken! Habt  
doch mir ich vor Sorge und Aufregung.  
Ich dachte nämlich, er würde sich töd-  
ten, wenn ich ihm sagte, daß es nicht  
werden könne, denn ich, das weiß ich  
ganz gewiß, ich würde an so was —  
aber ich dachte, er würde mich küssen  
und sagen, daß er nun für sein Leben  
unglücklich ist. Ja, so hat er mich  
gedacht. Aber daß er sich gegen mein  
Willen küssen wollte, nachdem ich  
eben gesagt, ich könne ihn nicht betra-  
gen, das war doch ganz frech, oder —  
aber — sollte er —“  
Sie trocknete ihre Thränen und sah  
Felix bang an.  
„Nein,“ sagte er liebevoll und lä-  
chelnd, „den Verstand hatte er nicht  
verloren.“  
Phöbe, immer sehr ernst und immer  
in der Unbefangenheit ihrer reinen,  
jungen Seele, fragte weiter:  
„Er sagte, ich müßte einen heirath-  
lichen Namen haben. Ich bin doch sehr  
auf dem meinen. Wie dachte er das?  
Papa war doch ein Ehrenmann und  
meine Mutter ein Engel.“  
Felix schüttelte sich hingeworfen. Er sah,  
daß an diesem Rinde alles spurlos und  
gefahrlos vorübergegangen war.  
„Denken Sie gar nicht über das  
nach, was der Schändliche wollte und  
sagte,“ bat er. „Geh und laß alle  
schlechten Eigenschaften sprechen  
aus ihm.“  
„Und er wollte Sie bei mir verbür-  
gen!“ Er schrieb mir, ich solle nicht  
auf Sie hören. Sie seien nur eifer-  
süchtig,“ rief sie, und ein Schimmer  
von Heiterkeit überstrahlte wieder ihr  
Gesicht.  
Felix ergrübelte.  
„Ja,“ murmelte er, „ich — ich?“  
Er war so betroffen, er fühlte sich  
vollkommen verlor durch diese Un-  
tersuchung.  
„Ho — hallo!“ rief schallend und  
ein Echo lodend Adrians Stimme.  
„Hier!“ schrie Felix und sprang auf.  
Nach einigen Sekunden war Adrian  
von Colas auf dem schmalen Weg  
schübelbar, der von selbstwärts durch die  
Gebüsch auf den Platz führte.  
Er sah ergrübelt aus und trug die  
weiße Schirmmütze in der Hand.  
„Was ist los? Hab' ich mich ge-  
täuscht? Fern, fern und leise hört' ich  
„Hilfe“ schreien. Phöbe, Sie haben  
was! Dahin! Kinder, wie steht  
ihre aus! Bleib, aufgerollt! So sagt  
doch ein Ton.“  
Phöbe war aufgesprungen. Sie  
legte den Rücken ihrer linken Hand  
gegen ihren Mund und sah mit geneig-  
tem Haupt zu Adrian empor.  
Alle schwiegen.  
Adrian hing er roth in die Stirn.  
Er schaute rund um, dann auf Phöbe,  
dann auf Felix.  
Und da bemerkte er etwas.  
„Mensch — Sie bluten ja!“  
Felix wollte seine linke Hand hinter  
seiner Rücken verbergen.  
„O Gott,“ rief Phöbe und stürzte  
herzu. „Ja, es ist eine Wunde!“  
„Eine ganz unbedeutende Fleisch-  
wunde,“ sagte er, ärgerlich, daß sie be-  
merkt worden war.  
„Aber! Ich höre?“ sprach Adrian,  
in dem mit der Ungegend ein kräftiger  
Föhn aufstieg. Er war ein herrlicher  
Mensch und gewohnt, daß man ihm  
augenscheinlich Red' und Antwort stand.  
Wozu Angst, ganz Demuth, sagte  
Phöbe nun schnell und leise:  
„Das hat Längwitz gethan, weil  
ich ihn nicht heirathen mag.“  
Adrian, ganz perplex, sah Felix an.  
Es lag etwas in dem eindringlichen  
Blick, mit dem der Freund diese Sum-  
me Frage beantwortete, das Adrian  
veranlaßte, sich mit dieser merkwürdigen  
Erklärung zufrieden zu geben.  
„Kun,“ sprach er rauch, „Sie wer-  
den's mir schon erzählen, Felix. Vor  
allen Dingen mal in's Haus, die Hand  
gewaschen und verbunden. Phöbe, ihr  
habt wohl Karbol? Großmutter Am-  
trup hat doch 'n Hausapothek.“  
Er befaß die Wunde. Es war ein  
tiefes Stich in die Haut der linken  
Hand. Das Blut rieselte unaufhörlich.  
Adrian packte kräftig an und befaß es  
sich genau.  
„Viel Geschrei und wenig Woll“,  
sagte er zufrieden. „Das heißt, ich  
musste saugen, durch die starke Blutung  
wirkt's schlimmer, als es ist. Ich ver-  
kenne Ihnen das gleich. Inzwischen  
— so.“  
Er nahm Felix Unterarm, hielt ihn  
fest und so, daß die Hand aufrecht  
stand.  
„Also vornwärts.“  
Er pfliff die Melodie vom „tappern  
Landsoldaten“ und zog Felix mit sich.  
Manchmal sah er sich um, ob Phöbe  
nachfolge. Die ging still hinter den  
beiden her und kämpfte einen Ries-  
kampf mit sich.

„Das glaube ich nicht,“ sagte Adrian.  
„Ich werde hinübergehen, ihn suchen.  
Leib mir, meine Heiligkeit.“  
Er war ganz heiser. Und er sagte:  
„Felix trat an ihn heran und legte  
seine Rechte auf des Freundes Schul-  
ter.“  
„Sie werden nichts dergleichen  
thun,“ bat er heftig. „Mir scheint,  
wir lassen ihn hierher bitten, eröffnen  
ihm, daß wir von seinen Betrügereien  
wissen — die gnädige Frau wird be-  
greifen, daß wir gezwungen waren,  
vorzugehen — und halten ihn in Zim-  
merhaft, bis das Telegramm aus  
Venedig kommt und weitere Befehle  
gibt.“  
Adrian stampfte mit dem Fuß auf.  
Er schrie wieder eine Weile. Dann  
sprach er, immer in die Wipfel hinein-  
scharrend, langsam:  
„Der Schuft! — Was Conrachine  
wohl sagt — Wie sie leiden wird! —  
Mehrer hierüber als wegen der Betrü-  
gereien! — Ihre Illusionen über Men-  
schen, ihr Vertrauen werden so oft  
enttäuscht, daß sie als Menschenfein-  
din werden muß. Ich seh's schon kom-  
men — o, das große, edle Herz! Wenn  
sie das wüßte — das mit dem Namen  
— wir wollen's ihr verschweigen! Sie  
fordert Achtung für Phöbe wie für  
ein rechtmäßiges Kind ihres geliebten  
Vaters. Arme Frau! Sie haben's  
darauf angelegt, sich zu vergiften.“  
Felix athmete kaum der Spannung.  
Vor dies das Geheimniß Adrians,  
dessen Offenbarung er in dieser Stunde  
erwartete.  
Eine eifersüchtige Angst erwachte in  
ihm.  
„Und zu denken,“ fuhr Adrian fort,  
„daß das Kind ohne meinen Schutz  
war!“  
Seine mächtige Gestalt erbebte.  
„Ich war doch da,“ sagte Felix leise  
und beruhigend.  
Adrian drehte sich um. Er ergriff  
Felix' Rechte. „Seien mir Freunde“,  
bat er kurz.  
Er wollte kein weiteres Wort zu  
sagen als dies. So einfach und so  
knapp. Aber Felix fühlte, daß sich  
der edle Mann ihm damit ganz hingab,  
und daß er keinen tieferen Dank  
wusste und keinen höheren Beweis von  
Vasinnung.  
Und er, der einzam gewesen war  
sein Leben lang, fühlte sich erfrischt  
von dem Wert. Er fiel Adrian  
um den Hals. Thränen kamen in seine  
Augen.  
Adrian, ein wenig verlegen wegen  
der Gefühlsäußerung, schob Felix  
sicher laufend von sich:  
„Du hast Nerden wie 'ne alte Frau!“  
sagte er.  
Felix wachte sich zu fassen. „Also,  
was wollen wir mit Längwitz thun?“  
fragte er.  
„Dein Vorschlag ist vernünftig.  
Und du hast hier zu handeln. Du  
bist im Grunde hier der Herr“, meinte  
Adrian.  
Es klopfte.  
„Hörst du?“ rief Adrian mit der gan-  
zen Volkstrost seines Organs.  
Frau Petterion erschien. Sie hielt  
einen Brief in ihren vor dem Magen  
ruhelos aufsummegelegten Händen.  
Ihre Augen suchten Felix voll müt-  
terlicher Sorge.  
„Ist es schlimm?“ fragte sie.  
„Hier ist ein Brief. Die Letzte-  
stin aus'n Verwalterhaus hat ihn  
gebracht.“  
„Es ist gut. Sie können gehen und  
richten Sie das Abendbrot mit für  
Serron von Colas“, sagte Felix.  
„Nein, gute Petterion, heute kann  
ich leider hier nicht schlafen; wenn  
ich mal heirath', muß die Frau erst  
bei Ihnen toden lernen — also heut  
nicht. Ich muß noch nach Tondern  
reiten.“  
„Ne, das ist aber zu schade“, meinte  
sie.  
„Der Brief ist von Längwitz,“ rief  
Felix erstaunt, als sie allein waren.  
„Dies!“  
Felix las laut.  
„Sehr geehrter Herr!  
Es wird mit natürlich schwer, fast  
unmöglich sein, mich vor Ihnen wegen  
des Vorfalles von dem zu entschul-  
digen. Ich bin im Begriff, zu den  
Großeltern von Fräulein Phöbe zu  
gehen und um die Hand der jungen  
Dame anzuhaken. Ebenso richtig ich  
noch heute eine Depesche an Frau de  
la Fremoite, sie um ihre Einwilligung  
erfündend. Die Scene zwischen mir  
und Fräulein Phöbe ist von Ihnen  
total mißverstanden worden. Deshalb  
fühlte ich mich bis zur Sinnlosigkeit  
gezwungen. Sie dürfen mir glauben, daß  
ich einigen Grund habe und habe, auf  
das Jawort von Fräulein Phöbe zu  
hoffen. Sie wird es mir jetzt um so  
eher geben, als die Situation nicht  
mehr ein Geheimniß zwischen ihr und  
mir ist.“  
Wenn diese Erklärung des Sachver-  
halts Ihnen nicht genügen sollte, mich  
zu entschuldigen — wollen Sie auch  
bedenken, daß ich der Angegriffenen  
war — so bin ich selbstverständlich zu  
jeder Genugthuung bereit. Daß ein  
Zusammenwirken aus Treiben für uns  
beide fortan unmöglich, versteht sich  
von selbst. Aber es steht ja bei Frau  
de la Fremoite, wen von uns sie ent-  
lassen will.“  
Ergebnis  
M. von Längwitz.  
„Dieser freche Schuft!“ rief Adrian  
und ging halbi auf und ab. „Er sagt  
sich zu behaupten. Er hält mich Phöbe  
an. Es ist zum Tödtlichen! Und wie  
sein er so verächtlich, sie zu verächtli-  
gen — so zwischen den Zeiten.“ Die  
Scene zwischen mir und Fräulein  
Phöbe ist von Ihnen total mißver-

„Ich danke Sie sehr,“ sagte Adrian.  
„Ich werde hinübergehen, ihn suchen.  
Leib mir, meine Heiligkeit.“  
Er war ganz heiser. Und er sagte:  
„Felix trat an ihn heran und legte  
seine Rechte auf des Freundes Schul-  
ter.“  
„Sie werden nichts dergleichen  
thun,“ bat er heftig. „Mir scheint,  
wir lassen ihn hierher bitten, eröffnen  
ihm, daß wir von seinen Betrügereien  
wissen — die gnädige Frau wird be-  
greifen, daß wir gezwungen waren,  
vorzugehen — und halten ihn in Zim-  
merhaft, bis das Telegramm aus  
Venedig kommt und weitere Befehle  
gibt.“  
Adrian stampfte mit dem Fuß auf.  
Er schrie wieder eine Weile. Dann  
sprach er, immer in die Wipfel hinein-  
scharrend, langsam:  
„Der Schuft! — Was Conrachine  
wohl sagt — Wie sie leiden wird! —  
Mehrer hierüber als wegen der Betrü-  
gereien! — Ihre Illusionen über Men-  
schen, ihr Vertrauen werden so oft  
enttäuscht, daß sie als Menschenfein-  
din werden muß. Ich seh's schon kom-  
men — o, das große, edle Herz! Wenn  
sie das wüßte — das mit dem Namen  
— wir wollen's ihr verschweigen! Sie  
fordert Achtung für Phöbe wie für  
ein rechtmäßiges Kind ihres geliebten  
Vaters. Arme Frau! Sie haben's  
darauf angelegt, sich zu vergiften.“  
Felix athmete kaum der Spannung.  
Vor dies das Geheimniß Adrians,  
dessen Offenbarung er in dieser Stunde  
erwartete.  
Eine eifersüchtige Angst erwachte in  
ihm.  
„Und zu denken,“ fuhr Adrian fort,  
„daß das Kind ohne meinen Schutz  
war!“  
Seine mächtige Gestalt erbebte.  
„Ich war doch da,“ sagte Felix leise  
und beruhigend.  
Adrian drehte sich um. Er ergriff  
Felix' Rechte. „Seien mir Freunde“,  
bat er kurz.  
Er wollte kein weiteres Wort zu  
sagen als dies. So einfach und so  
knapp. Aber Felix fühlte, daß sich  
der edle Mann ihm damit ganz hingab,  
und daß er keinen tieferen Dank  
wusste und keinen höheren Beweis von  
Vasinnung.  
Und er, der einzam gewesen war  
sein Leben lang, fühlte sich erfrischt  
von dem Wert. Er fiel Adrian  
um den Hals. Thränen kamen in seine  
Augen.  
Adrian, ein wenig verlegen wegen  
der Gefühlsäußerung, schob Felix  
sicher laufend von sich:  
„Du hast Nerden wie 'ne alte Frau!“  
sagte er.  
Felix wachte sich zu fassen. „Also,  
was wollen wir mit Längwitz thun?“  
fragte er.  
„Dein Vorschlag ist vernünftig.  
Und du hast hier zu handeln. Du  
bist im Grunde hier der Herr“, meinte  
Adrian.  
Es klopfte.  
„Hörst du?“ rief Adrian mit der gan-  
zen Volkstrost seines Organs.  
Frau Petterion erschien. Sie hielt  
einen Brief in ihren vor dem Magen  
ruhelos aufsummegelegten Händen.  
Ihre Augen suchten Felix voll müt-  
terlicher Sorge.  
„Ist es schlimm?“ fragte sie.  
„Hier ist ein Brief. Die Letzte-  
stin aus'n Verwalterhaus hat ihn  
gebracht.“  
„Es ist gut. Sie können gehen und  
richten Sie das Abendbrot mit für  
Serron von Colas“, sagte Felix.  
„Nein, gute Petterion, heute kann  
ich leider hier nicht schlafen; wenn  
ich mal heirath', muß die Frau erst  
bei Ihnen toden lernen — also heut  
nicht. Ich muß noch nach Tondern  
reiten.“  
„Ne, das ist aber zu schade“, meinte  
sie.  
„Der Brief ist von Längwitz,“ rief  
Felix erstaunt, als sie allein waren.  
„Dies!“  
Felix las laut.  
„Sehr geehrter Herr!  
Es wird mit natürlich schwer, fast  
unmöglich sein, mich vor Ihnen wegen  
des Vorfalles von dem zu entschul-  
digen. Ich bin im Begriff, zu den  
Großeltern von Fräulein Phöbe zu  
gehen und um die Hand der jungen  
Dame anzuhaken. Ebenso richtig ich  
noch heute eine Depesche an Frau de  
la Fremoite, sie um ihre Einwilligung  
erfündend. Die Scene zwischen mir  
und Fräulein Phöbe ist von Ihnen  
total mißverstanden worden. Deshalb  
fühlte ich mich bis zur Sinnlosigkeit  
gezwungen. Sie dürfen mir glauben, daß  
ich einigen Grund habe und habe, auf  
das Jawort von Fräulein Phöbe zu  
hoffen. Sie wird es mir jetzt um so  
eher geben, als die Situation nicht  
mehr ein Geheimniß zwischen ihr und  
mir ist.“  
Wenn diese Erklärung des Sachver-  
halts Ihnen nicht genügen sollte, mich  
zu entschuldigen — wollen Sie auch  
bedenken, daß ich der Angegriffenen  
war — so bin ich selbstverständlich zu  
jeder Genugthuung bereit. Daß ein  
Zusammenwirken aus Treiben für uns  
beide fortan unmöglich, versteht sich  
von selbst. Aber es steht ja bei Frau  
de la Fremoite, wen von uns sie ent-  
lassen will.“  
Ergebnis  
M. von Längwitz.  
„Dieser freche Schuft!“ rief Adrian  
und ging halbi auf und ab. „Er sagt  
sich zu behaupten. Er hält mich Phöbe  
an. Es ist zum Tödtlichen! Und wie  
sein er so verächtlich, sie zu verächtli-  
gen — so zwischen den Zeiten.“ Die  
Scene zwischen mir und Fräulein  
Phöbe ist von Ihnen total mißver-

„Ich danke Sie sehr,“ sagte Adrian.  
„Ich werde hinübergehen, ihn suchen.  
Leib mir, meine Heiligkeit.“  
Er war ganz heiser. Und er sagte:  
„Felix trat an ihn heran und legte  
seine Rechte auf des Freundes Schul-  
ter.“  
„Sie werden nichts dergleichen  
thun,“ bat er heftig. „Mir scheint,  
wir lassen ihn hierher bitten, eröffnen  
ihm, daß wir von seinen Betrügereien  
wissen — die gnädige Frau wird be-  
greifen, daß wir gezwungen waren,  
vorzugehen — und halten ihn in Zim-  
merhaft, bis das Telegramm aus  
Venedig kommt und weitere Befehle  
gibt.“  
Adrian stampfte mit dem Fuß auf.  
Er schrie wieder eine Weile. Dann  
sprach er, immer in die Wipfel hinein-  
scharrend, langsam:  
„Der Schuft! — Was Conrachine  
wohl sagt — Wie sie leiden wird! —  
Mehrer hierüber als wegen der Betrü-  
gereien! — Ihre Illusionen über Men-  
schen, ihr Vertrauen werden so oft  
enttäuscht, daß sie als Menschenfein-  
din werden muß. Ich seh's schon kom-  
men — o, das große, edle Herz! Wenn  
sie das wüßte — das mit dem Namen  
— wir wollen's ihr verschweigen! Sie  
fordert Achtung für Phöbe wie für  
ein rechtmäßiges Kind ihres geliebten  
Vaters. Arme Frau! Sie haben's  
darauf angelegt, sich zu vergiften.“  
Felix athmete kaum der Spannung.  
Vor dies das Geheimniß Adrians,  
dessen Offenbarung er in dieser Stunde  
erwartete.  
Eine eifersüchtige Angst erwachte in  
ihm.  
„Und zu denken,“ fuhr Adrian fort,  
„daß das Kind ohne meinen Schutz  
war!“  
Seine mächtige Gestalt erbebte.  
„Ich war doch da,“ sagte Felix leise  
und beruhigend.  
Adrian drehte sich um. Er ergriff  
Felix' Rechte. „Seien mir Freunde“,  
bat er kurz.  
Er wollte kein weiteres Wort zu  
sagen als dies. So einfach und so  
knapp. Aber Felix fühlte, daß sich  
der edle Mann ihm damit ganz hingab,  
und daß er keinen tieferen Dank  
wusste und keinen höheren Beweis von  
Vasinnung.  
Und er, der einzam gewesen war  
sein Leben lang, fühlte sich erfrischt  
von dem Wert. Er fiel Adrian  
um den Hals. Thränen kamen in seine  
Augen.  
Adrian, ein wenig verlegen wegen  
der Gefühlsäußerung, schob Felix  
sicher laufend von sich:  
„Du hast Nerden wie 'ne alte Frau!“  
sagte er.  
Felix wachte sich zu fassen. „Also,  
was wollen wir mit Längwitz thun?“  
fragte er.  
„Dein Vorschlag ist vernünftig.  
Und du hast hier zu handeln. Du  
bist im Grunde hier der Herr“, meinte  
Adrian.  
Es klopfte.  
„Hörst du?“ rief Adrian mit der gan-  
zen Volkstrost seines Organs.  
Frau Petterion erschien. Sie hielt  
einen Brief in ihren vor dem Magen  
ruhelos aufsummegelegten Händen.  
Ihre Augen suchten Felix voll müt-  
terlicher Sorge.  
„Ist es schlimm?“ fragte sie.  
„Hier ist ein Brief. Die Letzte-  
stin aus'n Verwalterhaus hat ihn  
gebracht.“  
„Es ist gut. Sie können gehen und  
richten Sie das Abendbrot mit für  
Serron von Colas“, sagte Felix.  
„Nein, gute Petterion, heute kann  
ich leider hier nicht schlafen; wenn  
ich mal heirath', muß die Frau erst  
bei Ihnen toden lernen — also heut  
nicht. Ich muß noch nach Tondern  
reiten.“  
„Ne, das ist aber zu schade“, meinte  
sie.  
„Der Brief ist von Längwitz,“ rief  
Felix erstaunt, als sie allein waren.  
„Dies!“  
Felix las laut.  
„Sehr geehrter Herr!  
Es wird mit natürlich schwer, fast  
unmöglich sein, mich vor Ihnen wegen  
des Vorfalles von dem zu entschul-  
digen. Ich bin im Begriff, zu den  
Großeltern von Fräulein Phöbe zu  
gehen und um die Hand der jungen  
Dame anzuhaken. Ebenso richtig ich  
noch heute eine Depesche an Frau de  
la Fremoite, sie um ihre Einwilligung  
erfündend. Die Scene zwischen mir  
und Fräulein Phöbe ist von Ihnen  
total mißverstanden worden. Deshalb  
fühlte ich mich bis zur Sinnlosigkeit  
gezwungen. Sie dürfen mir glauben, daß  
ich einigen Grund habe und habe, auf  
das Jawort von Fräulein Phöbe zu  
hoffen. Sie wird es mir jetzt um so  
eher geben, als die Situation nicht  
mehr ein Geheimniß zwischen ihr und  
mir ist.“  
Wenn diese Erklärung des Sachver-  
halts Ihnen nicht genügen sollte, mich  
zu entschuldigen — wollen Sie auch  
bedenken, daß ich der Angegriffenen  
war — so bin ich selbstverständlich zu  
jeder Genugthuung bereit. Daß ein  
Zusammenwirken aus Treiben für uns  
beide fortan unmöglich, versteht sich  
von selbst. Aber es steht ja bei Frau  
de la Fremoite, wen von uns sie ent-  
lassen will.“  
Ergebnis  
M. von Längwitz.  
„Dieser freche Schuft!“ rief Adrian  
und ging halbi auf und ab. „Er sagt  
sich zu behaupten. Er hält mich Phöbe  
an. Es ist zum Tödtlichen! Und wie  
sein er so verächtlich, sie zu verächtli-  
gen — so zwischen den Zeiten.“ Die  
Scene zwischen mir und Fräulein  
Phöbe ist von Ihnen total mißver-

„Ich danke Sie sehr,“ sagte Adrian.  
„Ich werde hinübergehen, ihn suchen.  
Leib mir, meine Heiligkeit.“  
Er war ganz heiser. Und er sagte:  
„Felix trat an ihn heran und legte  
seine Rechte auf des Freundes Schul-  
ter.“  
„Sie werden nichts dergleichen  
thun,“ bat er heftig. „Mir scheint,  
wir lassen ihn hierher bitten, eröffnen  
ihm, daß wir von seinen Betrügereien  
wissen — die gnädige Frau wird be-  
greifen, daß wir gezwungen waren,  
vorzugehen — und halten ihn in Zim-  
merhaft, bis das Telegramm aus  
Venedig kommt und weitere Befehle  
gibt.“  
Adrian stampfte mit dem Fuß auf.  
Er schrie wieder eine Weile. Dann  
sprach er, immer in die Wipfel hinein-  
scharrend, langsam:  
„Der Schuft! — Was Conrachine  
wohl sagt — Wie sie leiden wird! —  
Mehrer hierüber als wegen der Betrü-  
gereien! — Ihre Illusionen über Men-  
schen, ihr Vertrauen werden so oft  
enttäuscht, daß sie als Menschenfein-  
din werden muß. Ich seh's schon kom-  
men — o, das große, edle Herz! Wenn  
sie das wüßte — das mit dem Namen  
— wir wollen's ihr verschweigen! Sie  
fordert Achtung für Phöbe wie für  
ein rechtmäßiges Kind ihres geliebten  
Vaters. Arme Frau! Sie haben's  
darauf angelegt, sich zu vergiften.“  
Felix athmete kaum der Spannung.  
Vor dies das Geheimniß Adrians,  
dessen Offenbarung er in dieser Stunde  
erwartete.  
Eine eifersüchtige Angst erwachte in  
ihm.  
„Und zu denken,“ fuhr Adrian fort,  
„daß das Kind ohne meinen Schutz  
war!“  
Seine mächtige Gestalt erbebte.  
„Ich war doch da,“ sagte Felix leise  
und beruhigend.  
Adrian drehte sich um. Er ergriff  
Felix' Rechte. „Seien mir Freunde“,  
bat er kurz.  
Er wollte kein weiteres Wort zu  
sagen als dies. So einfach und so  
knapp. Aber Felix fühlte, daß sich  
der edle Mann ihm damit ganz hingab,  
und daß er keinen tieferen Dank  
wusste und keinen höheren Beweis von  
Vasinnung.  
Und er, der einzam gewesen war  
sein Leben lang, fühlte sich erfrischt  
von dem Wert. Er fiel Adrian  
um den Hals. Thränen kamen in seine  
Augen.  
Adrian, ein wenig verlegen wegen  
der Gefühlsäußerung, schob Felix  
sicher laufend von sich:  
„Du hast Nerden wie 'ne alte Frau!“  
sagte er.  
Felix wachte sich zu fassen. „Also,  
was wollen wir mit Längwitz thun?“  
fragte er.  
„Dein Vorschlag ist vernünftig.  
Und du hast hier zu handeln. Du  
bist im Grunde hier der Herr“, meinte  
Adrian.  
Es klopfte.  
„Hörst du?“ rief Adrian mit der gan-  
zen Volkstrost seines Organs.  
Frau Petterion erschien. Sie hielt  
einen Brief in ihren vor dem Magen  
ruhelos aufsummegelegten Händen.  
Ihre Augen suchten Felix voll müt-  
terlicher Sorge.  
„Ist es schlimm?“ fragte sie.  
„Hier ist ein Brief. Die Letzte-  
stin aus'n Verwalterhaus hat ihn  
gebracht.“  
„Es ist gut. Sie können gehen und  
richten Sie das Abendbrot mit für  
Serron von Colas“, sagte Felix.  
„Nein, gute Petterion, heute kann  
ich leider hier nicht schlafen; wenn  
ich mal heirath', muß die Frau erst  
bei Ihnen toden lernen — also heut  
nicht. Ich muß noch nach Tondern  
reiten.“  
„Ne, das ist aber zu schade“, meinte  
sie.  
„Der Brief ist von Längwitz,“ rief  
Felix erstaunt, als sie allein waren.  
„Dies!“  
Felix las laut.  
„Sehr geehrter Herr!  
Es wird mit natürlich schwer, fast  
unmöglich sein, mich vor Ihnen wegen  
des Vorfalles von dem zu entschul-  
digen. Ich bin im Begriff, zu den  
Großeltern von Fräulein Phöbe zu  
gehen und um die Hand der jungen  
Dame anzuhaken. Ebenso richtig ich  
noch heute eine Depesche an Frau de  
la Fremoite, sie um ihre Einwilligung  
erfündend. Die Scene zwischen mir  
und Fräulein Phöbe ist von Ihnen  
total mißverstanden worden. Deshalb  
fühlte ich mich bis zur Sinnlosigkeit  
gezwungen. Sie dürfen mir glauben, daß  
ich einigen Grund habe und habe, auf  
das Jawort von Fräulein Phöbe zu  
hoffen. Sie wird es mir jetzt um so  
eher geben, als die Situation nicht  
mehr ein Geheimniß zwischen ihr und  
mir ist.“  
Wenn diese Erklärung des Sachver-  
halts Ihnen nicht genügen sollte, mich  
zu entschuldigen — wollen Sie auch  
bedenken, daß ich der Angegriffenen  
war — so bin ich selbstverständlich zu  
jeder Genugthuung bereit. Daß ein  
Zusammenwirken aus Treiben für uns  
beide fortan unmöglich, versteht sich  
von selbst. Aber es steht ja bei Frau  
de la Fremoite, wen von uns sie ent-  
lassen will.“  
Ergebnis  
M. von Längwitz.  
„Dieser freche Schuft!“ rief Adrian  
und ging halbi auf und ab. „Er sagt  
sich zu behaupten. Er hält mich Phöbe  
an. Es ist zum Tödtlichen! Und wie  
sein er so verächtlich, sie zu verächtli-  
gen — so zwischen den Zeiten.“ Die  
Scene zwischen mir und Fräulein  
Phöbe ist von Ihnen total mißver-

„Ich danke Sie sehr,“ sagte Adrian.  
„Ich werde hinübergehen, ihn suchen.  
Leib mir, meine Heiligkeit.“  
Er war ganz heiser. Und er sagte:  
„Felix trat an ihn heran und legte  
seine Rechte auf des Freundes Schul-  
ter.“  
„Sie werden nichts dergleichen  
thun,“ bat er heftig. „Mir scheint,  
wir lassen ihn hierher bitten, eröffnen  
ihm, daß wir von seinen Betrügereien  
wissen — die gnädige Frau wird be-  
greifen, daß wir gezwungen waren,  
vorzugehen — und halten ihn in Zim-  
merhaft, bis das Telegramm aus  
Venedig kommt und weitere Befehle  
gibt.“  
Adrian stampfte mit dem Fuß auf.  
Er schrie wieder eine Weile. Dann  
sprach er, immer in die Wipfel hinein-  
scharrend, langsam:  
„Der Schuft! — Was Conrachine  
wohl sagt — Wie sie leiden wird! —  
Mehrer hierüber als wegen der Betrü-  
gereien! — Ihre Illusionen über Men-  
schen, ihr Vertrauen werden so oft  
enttäuscht, daß sie als Menschenfein-  
din werden muß. Ich seh's schon kom-  
men — o, das große, edle Herz! Wenn  
sie das wüßte — das mit dem Namen  
— wir wollen's ihr verschweigen! Sie  
fordert Achtung für Phöbe wie für  
ein rechtmäßiges Kind ihres geliebten  
Vaters. Arme Frau! Sie haben's  
darauf angelegt, sich zu vergiften.“  
Felix athmete kaum der Spannung.  
Vor dies das Geheimniß Adrians,  
dessen Offenbarung er in dieser Stunde  
erwartete.  
Eine eifersüchtige Angst erwachte in  
ihm.  
„Und zu denken,“ fuhr Adrian fort,  
„daß das Kind ohne meinen Schutz  
war!“  
Seine mächtige Gestalt erbebte.  
„Ich war doch da,“ sagte Felix leise  
und beruhigend.  
Adrian drehte sich um. Er ergriff  
Felix' Rechte. „Seien mir Freunde“,  
bat er kurz.  
Er wollte kein weiteres Wort zu  
sagen als dies. So einfach und so  
knapp. Aber Felix fühlte, daß sich  
der edle Mann ihm damit ganz hingab,  
und daß er keinen tieferen Dank  
wusste und keinen höheren Beweis von  
Vasinnung.  
Und er, der einzam gewesen war  
sein Leben lang, fühlte sich erfrischt  
von dem Wert. Er fiel Adrian  
um den Hals. Thränen kamen in seine  
Augen.  
Adrian, ein wenig verlegen wegen  
der Gefühlsäußerung, schob Felix  
sicher laufend von sich:  
„Du hast Nerden wie 'ne alte Frau!“  
sagte er.  
Felix wachte sich zu fassen. „Also,  
was wollen wir mit Längwitz thun?“  
fragte er.  
„Dein Vorschlag ist vernünftig.  
Und du hast hier zu handeln. Du  
bist im Grunde hier der Herr“, meinte  
Adrian.  
Es klopfte.  
„Hörst du?“ rief Adrian mit der gan-  
zen Volkstrost seines Organs.  
Frau Petterion erschien. Sie hielt  
einen Brief in ihren vor dem Magen  
ruhelos aufsummegelegten Händen.  
Ihre Augen suchten Felix voll müt-  
terlicher Sorge.  
„Ist es schlimm?“ fragte sie.  
„Hier ist ein Brief. Die Letzte-  
stin aus'n Verwalterhaus hat ihn  
gebracht.“  
„Es ist gut. Sie können gehen und  
richten Sie das Abendbrot mit für  
Serron von Colas“, sagte Felix.  
„Nein, gute Petterion, heute kann  
ich leider hier nicht schlafen; wenn  
ich mal heirath', muß die Frau erst  
bei Ihnen toden lernen — also heut  
nicht. Ich muß noch nach Tondern  
reiten.“  
„Ne, das ist aber zu schade“, meinte  
sie.  
„Der Brief ist von Längwitz,“ rief  
Felix erstaunt, als sie allein waren.  
„Dies!“  
Felix las laut.  
„Sehr geehrter Herr!  
Es wird mit natürlich schwer, fast  
unmöglich sein, mich vor Ihnen wegen  
des Vorfalles von dem zu entschul-  
digen. Ich bin im Begriff, zu den  
Großeltern von Fräulein Phöbe zu  
gehen und um die Hand der jungen  
Dame anzuhaken. Ebenso richtig ich  
noch heute eine Depesche an Frau de  
la Fremoite, sie um ihre Einwilligung  
erfündend. Die Scene zwischen mir  
und Fräulein Phöbe ist von Ihnen  
total mißverstanden worden. Deshalb  
fühlte ich mich bis zur Sinnlosigkeit  
gezwungen. Sie dürfen mir glauben, daß  
ich einigen Grund habe und habe, auf  
das Jawort von Fräulein Phöbe zu  
hoffen. Sie wird es mir jetzt um so  
eher geben, als die Situation nicht  
mehr ein Geheimniß zwischen ihr und  
mir ist.“  
Wenn diese Erklärung des Sachver-  
halts Ihnen nicht genügen sollte, mich  
zu entschuldigen — wollen Sie auch  
bedenken, daß ich der Angegriffenen  
war — so bin ich selbstverständlich zu  
jeder Genugthuung bereit. Daß ein  
Zusammenwirken aus Treiben für uns  
beide fortan unmöglich, versteht sich  
von selbst. Aber es steht ja bei Frau  
de la Fremoite, wen von uns sie ent-  
lassen will.“  
Ergebnis  
M. von Längwitz.  
„Dieser freche Schuft!“ rief Adrian  
und ging halbi auf und ab. „Er sagt  
sich zu behaupten. Er hält mich Phöbe  
an. Es ist zum Tödtlichen! Und wie  
sein er so verächtlich, sie zu verächtli-  
gen — so zwischen den Zeiten.“ Die  
Scene zwischen mir und Fräulein  
Phöbe ist von Ihnen total mißver-

„Ich danke Sie sehr,“ sagte Adrian.  
„Ich werde hinübergehen, ihn suchen.  
Leib mir, meine Heiligkeit.“  
Er war ganz heiser. Und er sagte:  
„Felix trat an ihn heran und legte  
seine Rechte auf des Freundes Schul-  
ter.“  
„Sie werden nichts dergleichen  
thun,“ bat er heftig. „Mir scheint,  
wir lassen ihn hierher bitten, eröffnen  
ihm, daß wir von seinen Betrügereien  
wissen — die gnädige Frau wird be-  
greifen, daß wir gezwungen waren,  
vorzugehen — und halten ihn in Zim-  
merhaft, bis das Telegramm aus  
Venedig kommt und weitere Befehle  
gibt.“  
Adrian stampfte mit dem Fuß auf.  
Er schrie wieder eine Weile. Dann  
sprach er, immer in die Wipfel hinein-  
scharrend, langsam:  
„Der Schuft! — Was Conrachine  
wohl sagt — Wie sie leiden wird! —  
Mehrer hierüber als wegen der Betrü-  
gereien! — Ihre Illusionen über Men-  
schen, ihr Vertrauen werden so oft  
enttäuscht, daß sie als Menschenfein-  
din werden muß. Ich seh's schon kom-  
men — o, das große, edle Herz! Wenn  
sie das wüßte — das mit dem Namen  
— wir wollen's ihr verschweigen! Sie  
fordert Achtung für Phöbe wie für  
ein rechtmäßiges Kind ihres geliebten  
Vaters. Arme Frau! Sie haben's  
darauf angelegt, sich zu vergiften.“  
Felix athmete kaum der Spannung.  
Vor dies das Geheimniß Adrians,  
dessen Offenbarung er in dieser Stunde  
erwartete.  
Eine eifersüchtige Angst erwachte in  
ihm.  
„Und zu denken,“ fuhr Adrian fort,  
„daß das Kind ohne meinen Schutz  
war!“  
Seine mächtige Gestalt erbebte.  
„Ich war doch da,“ sagte Felix leise  
und beruhigend.  
Adrian drehte sich um. Er ergriff  
Felix' Rechte. „Seien mir Freunde“,  
bat er kurz.  
Er wollte kein weiteres Wort zu  
sagen als dies. So einfach und so  
knapp. Aber Felix fühlte, daß sich  
der edle Mann ihm damit ganz hingab,  
und daß er keinen tieferen Dank  
wusste und keinen höheren Beweis von  
Vasinnung.  
Und er, der einzam gewesen war  
sein Leben lang, fühlte sich erfrischt  
von dem Wert. Er fiel Adrian  
um den Hals. Thränen kamen in seine  
Augen.  
Adrian, ein wenig verlegen wegen  
der Gefühlsäußerung, schob Felix  
sicher laufend von sich:  
„Du hast Nerden wie 'ne alte Frau!“  
sagte er.  
Felix wachte sich zu fassen. „Also,  
was wollen wir mit Längwitz thun?“  
fragte er.  
„Dein Vorschlag ist vernünftig.  
Und du hast hier zu handeln. Du  
bist im Grunde hier der Herr“, meinte  
Adrian.  
Es klopfte.  
„Hörst du?“ rief Adrian mit der gan-  
zen Volkstrost seines Organs.  
Frau Petterion erschien. Sie hielt  
einen Brief in ihren vor dem Magen  
ruhelos aufsummegelegten Händen.  
Ihre Augen suchten Felix voll müt-  
terlicher Sorge.  
„Ist es schlimm?“ fragte sie.  
„Hier ist ein Brief. Die Letzte-  
stin aus'n Verwalterhaus hat ihn  
gebracht.“  
„Es ist gut. Sie können gehen und  
richten Sie das Abendbrot mit für  
Serron von Colas“, sagte Felix.  
„Nein, gute Petterion, heute kann  
ich leider hier nicht schlafen; wenn  
ich mal heirath', muß die Frau erst  
bei Ihnen toden lernen — also heut  
nicht. Ich muß noch nach Tondern  
reiten.“  
„Ne, das ist aber zu schade“, meinte  
sie.  
„Der Brief ist von Längwitz,“ rief  
Felix erstaunt, als sie allein waren.  
„Dies!“  
Felix las laut.  
„Sehr geehrter Herr!  
Es wird mit natürlich schwer, fast  
unmöglich sein, mich vor Ihnen wegen  
des Vorfalles von dem zu entschul-  
digen. Ich bin im Begriff, zu den  
Großeltern von Fräulein Phöbe zu  
gehen und um die Hand der jungen  
Dame anzuhaken. Ebenso richtig ich  
noch heute eine Depesche an Frau de  
la Fremoite, sie um ihre Einwilligung  
erfündend. Die Scene zwischen mir  
und Fräulein Phöbe ist von Ihnen  
total mißverstanden worden. Deshalb  
fühlte ich mich bis zur Sinnlosigkeit  
gezwungen. Sie dürfen mir glauben, daß  
ich einigen Grund habe und habe, auf  
das Jawort von Fräulein Phöbe zu  
hoffen. Sie wird es mir jetzt um so  
eher geben, als die Situation nicht  
mehr ein Geheimniß zwischen ihr und  
mir ist.“  
Wenn diese Erklärung des Sachver-  
halts Ihnen nicht genügen sollte, mich  
zu entschuldigen — wollen Sie auch  
bedenken, daß ich der Angegriffenen  
war — so bin ich selbstverständlich zu  
jeder Genugthuung bereit. Daß ein  
Zusammenwirken aus Treiben für uns  
beide fortan unmöglich, versteht sich  
von selbst. Aber es steht ja bei Frau  
de la Fremoite, wen von uns sie ent-  
lassen will.“  
Ergebnis  
M. von Längwitz.  
„Dieser freche Schuft!“ rief Adrian  
und ging halbi auf und ab. „Er sagt  
sich zu behaupten. Er hält mich Phöbe  
an. Es ist zum Tödtlichen! Und wie  
sein er so verächtlich, sie zu verächtli-  
gen — so zwischen den Zeiten.“ Die  
Scene zwischen mir und Fräulein  
Phöbe ist von Ihnen total mißver-

„Ich danke Sie sehr,“ sagte Adrian.  
„Ich werde hinübergehen, ihn suchen.  
Leib mir, meine Heiligkeit.“  
Er war ganz heiser. Und er sagte:  
„Felix trat an ihn heran und legte  
seine Rechte auf des Freundes Schul-  
ter.“  
„Sie werden nichts dergleichen  
thun,“ bat er heftig. „Mir scheint,  
wir lassen ihn hierher bitten, eröffnen  
ihm, daß wir von seinen Betrügereien  
wissen — die gnädige Frau wird be-  
greifen, daß wir gezwungen waren,  
vorzugehen — und halten ihn in Zim-  
merhaft, bis das Telegramm aus  
Venedig kommt und weitere Befehle  
gibt.“  
Adrian stampfte mit dem Fuß auf.  
Er schrie wieder eine Weile. Dann  
sprach er, immer in die Wipfel hinein-  
scharrend, langsam:  
„Der Schuft! — Was Conrachine  
wohl sagt — Wie sie leiden wird! —  
Mehrer hierüber als wegen der Betrü-  
gereien! — Ihre Illusionen über Men-  
schen, ihr Vertrauen werden so oft  
enttäuscht, daß sie als Menschenfein-  
din werden muß. Ich seh's schon kom-  
men — o, das große, edle Herz! Wenn  
sie das wüßte — das mit dem Namen  
— wir wollen's ihr verschweigen! Sie  
fordert Achtung für Phöbe wie für  
ein rechtmäßiges Kind ihres geliebten  
Vaters. Arme Frau! Sie haben's  
darauf angelegt, sich zu vergiften.“  
Felix athmete kaum der Spannung.  
Vor dies das Geheimniß Adrians,  
dessen Offenbarung er in dieser Stunde  
erwartete.  
Eine eifersüchtige Angst erwachte in  
ihm.  
„Und zu denken,“ fuhr Adrian fort,  
„daß das Kind ohne meinen Schutz  
war!“  
Seine mächtige Gestalt erbebte.  
„Ich war doch da,“ sagte Felix leise  
und beruhigend.  
Adrian drehte sich um. Er ergriff  
Felix' Rechte. „Seien mir Freunde“,  
bat er kurz.  
Er wollte kein weiteres Wort zu  
sagen als dies. So einfach und so  
knapp. Aber Felix fühlte, daß sich  
der edle Mann ihm damit ganz hingab,  
und daß er keinen tieferen Dank  
wusste und keinen höheren Beweis von  
Vasinnung.  
Und er, der einzam gewesen war  
sein Leben lang, fühlte sich erfrischt  
von dem Wert. Er fiel Adrian  
um den Hals. Thränen kamen in seine  
Augen.  
Adrian, ein wenig verlegen wegen  
der Gefühlsäußerung, schob Felix  
sicher laufend von sich:  
„Du hast Nerden wie 'ne alte Frau!“  
sagte er.  
Felix wachte sich zu fassen. „Also,  
was wollen wir mit Längwitz thun?“  
fragte er.  
„Dein Vorschlag ist vernünftig.  
Und du hast hier zu handeln. Du  
bist im Grunde hier der Herr“, meinte  
Adrian.  
Es klopfte.  
„Hörst du?“ rief Adrian mit der gan-  
zen Volkstrost seines Organs.  
Frau Petterion erschien. Sie hielt  
einen Brief in ihren vor dem Magen  
ruhelos aufsummegelegten Händen.  
Ihre Augen suchten Felix voll müt-  
terlicher Sorge.  
„Ist es schlimm?“ fragte sie.  
„Hier ist ein Brief. Die Letzte-  
stin aus'n Verwalterhaus hat ihn  
gebracht.“  
„Es ist gut. Sie können gehen und  
richten Sie das Abendbrot mit für  
Serron von Colas“, sagte Felix.  
„Nein, gute Petterion, heute kann  
ich leider hier nicht schlafen; wenn  
ich mal heirath', muß die Frau erst  
bei Ihnen toden lernen — also heut  
nicht. Ich muß noch nach Tondern  
reiten.“  
„Ne, das ist aber zu schade“, meinte  
sie.  
„Der Brief ist von Längwitz,“ rief  
Felix erstaunt, als sie allein waren.  
„Dies!“  
Felix las laut.  
„Sehr geehrter Herr!  
Es wird mit natürlich schwer, fast  
unmöglich sein, mich vor Ihnen wegen  
des Vorfalles von dem zu entschul-  
digen. Ich bin im Begriff, zu den  
Großeltern von Fräulein Phöbe zu  
gehen und um die Hand der jungen  
Dame anzuhaken. Ebenso richtig ich  
noch heute eine Depesche an Frau de  
la Fremo